

KRAUSES KLARTEXT

Schröder?
Bismarck!

Interessiert sich eigentlich irgendjemand für die Memoiren von Gerhard Schröder? Für das Buch eines Mannes, dessen Wunsch, noch immer mitzumischen so offen zu Tage liegt? Dessen schreibarisches Talent so üppig zu wuchern scheint, dass er gleich mehrere Ghostwriter verschlissen haben soll? Ich kann es mir nicht vorstellen. Ich finde auch die Idee schon so stillos, unmittelbar nach dem Ende der eigenen politischen Laufbahn gleich ein Buch auf den Markt zu werfen, dass ich mir lieber einen schönen Abend mache mit den Denkwürdigkeiten des dritten Reichskanzlers Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst. Er amtierte von 1894 bis 1900.

Es gab sie nämlich mal in Deutschland, die Kanzler, welche schreiben konnten und auch noch etwas zu sagen hatten. Freilich war auch damit, wie mit so vielem, nach 1918 Schluss. Adenauers Memoiren mögen für den Zeithistoriker von Wert sein, die Erinnerungen Brünings sind zum Verständnis der Agonie von Weimar nicht zu unterschätzen, aber Literatur ist das alles (von Diadochen wie Kohl und Co. ganz zu schweigen) natürlich nicht.

Es existierte aber in Deutschland einmal eine Zeit, da gingen Kanzler aus der Diplomatie hervor. Da waren sie Teil einer literarischen Kultur, die wie so viele segensreiche Traditionen, aus Frankreich auf uns kam, und Männern, die Geschichte gemacht hatten, die intellektuelle Verpflichtung auferlegte, über die von ihnen mitgestaltete Epoche ein historisch ergiebige, philosophisch durchdachtes, kulturgeschichtlich reizvolles Restümee zu schreiben. Voraussetzung war dabei die Neugierde auf andere Menschen, die Lust an der psychologischen Entschlüsselung ihrer Antriebe, das kenntnisreiche Sichhineinsetzen in anderer Leute Sitten und Gebräuche. Dergleichen lernte und übte man in den Gesandtenberichten. Und man kann zum Beispiel schon beim jungen Bismarck sehr schön sehen, wie sich in seinen Briefen aus Frankfurt, St. Petersburg oder Paris sein späteres Erinnerungswerk „Gedanken und Erinnerungen“ formt, das ja nicht von ungefähr bis weit ins 20. Jahrhundert hinein ein Hausbuch im gebildeten Deutschland darstellte.

Natürlich ist auch dieses Memoirenwerk geschönt, was die eigene Person und „Preußens Sendung“ angeht. Aber wie gern nimmt man das in Kauf, erstens, weil dieser Ausdruck nationalen Selbstbewusstseins viel über die geschilderte Epoche verrät und zweitens, weil gerade hier ein solcher Überschuss von lebendiger Geschichtsschreibung vorhanden ist, dass diese Erinnerungen streckenweise spannend sind wie ein Roman. Niemand hat zum Beispiel meines Wissens den leeren Prunk am Hof von Napoleon III. so süffisant geschildert. Da ist Bismarck Zola entschieden vorzuziehen.

Sehr unterschätzt, obwohl passagenweise nicht minder interessant und sogar in ihren besten Partien noch eleganter geschrieben sind die Denkwürdigkeiten von Bernhard von Bülow, dem Lieblingskanzler Wilhelms II. (Amtszeit: 1900 bis 1909). Auch hier wieder ungete Glorifizierung, wenn es um das eigene Handeln geht. Aber wie Bülow jene Welt der kleinen deutschen Höfe heraufbeschwört, die schon längst eine untergegangene war, als sie der Ex-Kanzler in den zwanziger Jahren am Beispiel von Mecklenburg-Strelitz beschrieb, wo er aufgewachsen war – das ist einfach glanzvoll.

Freilich lebt das alles von dem Bestreben, Zeugnis eines abgelebten Zeitalters zu geben, erschien auch meistens erst nach dem Tod der Autoren. Aber das ist es eben: der Ehrgeiz muss auf die Nachwelt, nicht auf die Mitwelt gerichtet sein. Sonst ist's gleich Makulatur.



VON JÖRN LAUTERBACH

Es gibt Momente, da verstummen die Leute, wenn sie Bastian Sick sehen. Oder sie sprechen nur noch einfache Sätze. Subjekt, Prädikat, Objekt, bloß kein Relativsatz oder eine unsichere Präposition. Andere Menschen sind betont offen, erzählen frei heraus, dass sie nie wissen, ob es nun „Im Herbst diesen Jahres“ oder „Im Herbst dieses Jahres“ oder wohlgesinnt oder wohlgekommen heißt. Bastian Sick ist ein freundlicher Mensch, er hat nichts Verbissenes oder Strafendes; deswegen nimmt er den ersten ihre Scheu und antwortet den zweiten gern. Sein Thema ist ein Kulturgut, das in Regeln formuliert und in Nachschlagewerken abgedruckt ist, das aber trotzdem nicht kühl und unnahbar, sondern sehr emotional ist: die Sprache. Genau genommen: die verflucht schwierige deutsche Sprache.

In und mit ihr kann geliebt und gehasst, getadelt und gelobt, gesungen und gedichtet werden; sie ist ein Ausweis des Lebens. Dialekte und Schichtsprachen, schnoddrige Jargons und hohe Literatur, alles ist möglich, aber nicht alles ist erlaubt. Sick kennt die Regeln, die Fallstricke, die abstrusen Verrenkungen und den oft fatalen Hang, sich durch Sprache moderner wirken zu lassen: Petra's Beauties und Nail's-Studio. Sein Vorteil: Er ist einer der wenigen, die die Regeln tatsächlich noch beherrschen. Das reicht heutzutage, nach all' den verwirrenden Debatten über Rechtschreibreform und reformierte Rechtschreibreform, über PISA und Unterschichtendeutsch schon aus, um respektiert zu werden. Und weil Sick in

seiner Zwiebfisch-Kolumne in „Spiegel online“ dieses Herrschaftswissen in humoristische Anekdoten verpackt, wird er zudem auch noch gemocht. Seine kleinen Sprachbeobachtungen haben auch auf dem Buchmarkt als „Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“ in zwei Folgen – eine dritte ist in Arbeit – Bestsellerstatus erreicht.

In diesem Herbst zieht er mit beidem, dem Wissen und dem Humor, über deutsche Bühnen und liest aus seinen Werken, als Comedian der Linguistik. Im vergangenen Jahr versammelten sich in der Kölner Arena 15 000 Menschen „zur größten Deutsch-Stunde der Welt“, hörten sich an, warum der Rhein männlich und die Elbe weiblich ist, oder wie unregelmäßige Verben auf -alten/-elten im Infinitiv (erkalten), Präteritum (die Lava erkaltete) und Perfekt (die Lava ist erkaltet) gebildet werden.

Eigentlich alles Themen für den baldigen Pausengang, aber nicht bei Sick, der auf der Bühne locker eine Doppelstunde ohne Murmeln im Publikum durchzieht. „Ich bin kein Missionar, ich sehe mich nicht als Sprachretter. Bei meinem Bühnenprogramm steht das Unterhaltensame des Themas Sprache im Vordergrund. Gleichzeitig erkläre ich ein paar Regeln und spieße Phrasen, Anglizismen und nachlässigen Umgang mit unserem kostbaren Kulturgut auf“, sagt Sick und blickt von der Sitzbank in seinem Büro hinüber zu seinem Schreibtisch, auf dem lediglich zwei Ausgaben des Duden stehen. Im Grunde sind darin alle Zweifelsfälle nachzuschlagen, jeder könnte die Feinheiten der deutschen Sprache selbst recherchieren, aber wer macht das schon. Viel schöner ist es doch, das Sprachpuzzle gemeinsam zu

sammen zu setzen, und deswegen laufen Mails wie ein steter Strom in Sicks Fach. Alle kann er längst nicht mehr selbst lesen, diese Anfragen nach Groß- und Kleinschreibung, nach Verlaufsformen von Verben und der Steigerung des Adjektivs doof (doofer, am doofsten? Döwer, am döfsten?). Hinzu kommen noch die vielen Fotos von den sprachlichen Irrwegen, die so mancher Ladeninhaber auf sein Schaufensterschild drucken ließ. Der Spiegel-Verlag, bei dem er angestellt ist, hat ihm eine sprachinteressierte Praktikantin genehmigt, die das Gros arbeitet und die vielen Anfragen von Unternehmern, Schulen und Verbänden aussieht, die sich nach Sicks Bereitschaft für eine private und zuweilen gut honorierte Deutschstunde erkundigen.

Der Bedarf nach dem Thema Sprache ist riesig, vermutlich gerade weil die Rechtschreibreform und die sie begleitende Diskussion so lang und undurchsichtig war. Sicks Erfolg ist ein Kollateralschaden der allgemeinen Sprach-Verunsicherung, die die einen nutzen, um völlig regelbefreit vor sich hin zu fabulieren, andere aber bis ins Mark trifft. „Sprache ist zutiefst emotional. Sie ist ein Mittel, mit dem wir uns selbst darstellen, ein Teil unserer Identität. Wenn jemand unsere Sprache kritisiert, greift er auch unsere Persönlichkeit an“, sagt Sick, der deswegen den Humor und nicht den erhobene Zeigefinger zum Stilmittel wählt.

Genau mit diesem Rezept begann auch seine Karriere, die sich wie ein Märchen der modernen Internetzeit liest. Eigentlich gehörte Sick nämlich zu den fleißigen Menschen im Schattenreich des „Spiegel“, den Dokumentationsjournalisten, die die Artikel

der schreibenden Helden auf Stimmigkeit, Belastbarkeit und formale Fehler abklopfen. Die Chance, aus dieser Dienstleistungsfunktion heraus auch selbst einmal einen Artikel schreiben zu dürfen, war (und ist) eher theoretischer Natur. 1999 wechselte er als Schlussredakteur zum aufstrebenden Medium „Spiegel online“. Als nach der ersten Euphorie die große Sparwelle einsetzte, wäre Sick beinahe entlassen worden. Es ging gerade noch einmal gut, und so konnte der Lübecker, der Geschichte und Französisch studiert hatte, weiterhin seine kleinen Stillblüten an seine Redaktionskollegen senden, um sie auf Fehler in den eigenen Texten aufmerksam zu machen. Nun sind Journalisten empfindsame Seelen, allerdings nur, wenn es um ihre eigenen Texte geht. Und deswegen verkleidete Sick seine Kritik an Formulierungen und Orthografie lieber in kleinen Geschichten, damit konnten alle besser leben. Als 2003 die Chefredaktion von „Spiegel online“ beschloss, daraus die regelmäßige „Zwiebfisch“-Kolumne zu machen, war der Weg frei für einen der ersten Autoren, der seine Bekanntheit und Wirkung allein dem Internet verdankt. Seine beiden Bücher wurden in saarländischen Schulen Pflichtlektüre, Sick ist mittlerweile Ehrenmitglied des Vereins Deutscher Sprache und für viele seiner Leser und Zuhörer nicht

weniger als ein Held. Dabei nimmt er sein Thema selbst nicht allzu ernst, körperliche Schmerzen bereitet ihm fehlerhaftes Deutsch jedenfalls nicht. „Im Grunde wird dadurch nur mein Zwerchfell berührt. Jede Woche öffnet irgendwo ein neues Geschäft, und garantiert ist das Schild im Schaufenster ein Kuriosum, was deutsche Orthografie und Grammatik betrifft.“ Manches seien eindeutige Fehler, anderes nennt er „Abweichungen“. Bei diesem Wort springt der 41-Jährige auf, läuft quer durch sein Büro auf eine Deutschlandkarte und zeichnet mit seinen Fingern eine Ellipse nach. „Hamburg, Bremen, Hannover, Braunschweig. Hinter Göttingen fängt es schon an“, sagt er. Ab hier wird Dialekt gesprochen, ist Hochdeutsch manchmal nur eine mühsam eingebaute Verkehrsprache, aber keine Herzessache mehr. Und in diesen Dialekten fallen schon mal Zeiten weg, werden Endungen verschluckt oder Konjunktionen neu definiert: Der Klinsmann, der wo so großen Erfolg gehabt hatte. Was soll's. Ärgerlicher wird Sick nur, wenn professionelle Schreiber liederlich mit ihrem Handwerk umgehen. Werbetexter, Pressesprecher, Journalisten, Buchautoren – viele von ihnen nehmen es häufig genug auch nicht so genau, merkt ja ohnehin keiner mehr. „Die haben ihren Beruf verfehlt, wenn sie so denken. Ein Arzt sagt ja auch nicht: ‚Weiß ja eh keiner, was in diesem Medikament drin ist‘. Diese Gedankenlosigkeit lässt mir die Haare zu Berge stehen.“ Nicht selten würden sich auch diese Berufsgruppen auf ein Verfahren einlassen, das Sick, allerdings mit einem unschönen Anglizismus, „Google-Fight“ nennt. Dabei werden bei Unsicherheiten in der Rechtschreibung einfach alle denkbaren Varianten in die Suchmaschine eingegeben; richtig ist, was mehr Treffer bringt. Bei Matraze und Matratze funktioniert das noch ganz gut, bei Storys und Stories schon nicht mehr.

Seine ursprüngliche Mission, den Genitiv vor dem sicheren Tod zu bewahren, sieht Sick auf einem guten Weg. Er hat eine starke Zunahme des Genitivs festgestellt. „Viele Menschen sind sich seiner Existenz wieder bewusst geworden. Vielleicht habe ich mit meiner Arbeit einen Teil dazu beigetragen.“ In einem anderen Fall hat der Sprachpfleger allerdings die Waffen gestreckt. In seinen Lesungen fragt er die Zuhörer gern, ob das Perfektpartizip des Verbs „winken“ nun „gewinkt“ oder „gewunken“ heißt. Quer durch die Republik entscheidet sich die Mehrheit für „gewunken“, obwohl „winken“ ein regelmäßiges Verb ist, das sein Präteritum mit „winkte“ und nicht mit „wank“ bildet. „Wie ‚hinken‘“, sagt Sick mit einem Lachen, „es heißt ja auch nicht: ich bin nach Hause gehunken. Aber Sprache hat auch mit Ästhetik zu tun, mit Melodie. Und ‚gewunken‘ klingt ja tatsächlich schöner, auch wenn es eigentlich falsch ist.“

Bei diesen Beispielen jöhlt sein Publikum, weil es doch schön ist, Fehler machen zu dürfen. Eine richtige Fangemeinde hat sich etabliert, manche reisen ihm hinterher, als würde er jedes Mal die Sprache und damit das Leben ein klein wenig neu erfinden. Noch werfen seine Jünger anders als bei Rockstars nichts auf die Bühne, aber bis die ersten Duden fliegen, ist es wohl nur noch eine Frage der Zeit. „In dem bildungsbewussten Segment, das ich bediene, sind die Menschen aber eher zurückhaltend. Viele sind mir allerdings sehr wohlgesinnt.“ Und nicht etwa wohlgesonnen.

Bastian Sick:
Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod.
Folge 1 und 2.
Kiepenheuer & Witsch, Köln. 233 S., bzw. 267 S., 15 bzw. 8,95 €.

Tourdaten: 28. Oktober Berlin, 29. Oktober Stralsund, 2. November München, 8. November Köln, 9. November Freiburg, 10. November Mannheim, 15. November Frankfurt, 16. November Braunschweig.



Ach, hätten wir auch so einen Deutschlehrer gehabt. Wir hatten Pädagoge Lempel. Und was haben wir davon? Schlechtes Deutsch

TASCHENBÜCHER DER WOCHE

Im Zürcher Thomas Mann-Archiv hoch über dem Zürichsee steht der alte Schreibtisch des Dichters, an dem er jahrzehntlang gearbeitet hat. Zusammen mit der Hausbibliothek bildete dieser Schreibtisch so etwas wie die schriftstellerische Werkstatt, in deren Klausur sich Thomas Mann jeden Morgen legte, um einige Seiten eines das ganze Leben begleitenden, gewaltigen Text-Korpus zu schreiben. Niemand sonst durfte die Werkstatt betreten, im Haus herrschte absolute Ruhe, der Dichter saß in einer Art Zelle, allein mit der Sprache und allein mit der Schrift, ein später Nachfahre der mönchischen Schreiber des Mittelalters.

Man muss sich dieses typische Bild einer traditionellen Schriftsteller-Werkstatt gegenwärtigen, um zu begreifen, wie die Digitalisierung das Schriftsteller-Leben und damit auch das Bild der Werkstatt verändert hat. Heute nämlich sitzen die Autoren und Dichter nicht mehr allein in ihrer Klausur, sondern bewegen sich mit ihren Texten und Weblogs im Netz. Die Weblogs

sind ins Netz gestellte Tagebücher, Notizen oder Werkstattberichte, die von jedermann eingesehen und kommentiert werden können. So nimmt der Leser gleichsam ungefiltert und zeitgleich an der Entstehung von Texten teil, die man nicht mehr als Botschaften aus einer Isolation, sondern als Elemente einer kommunikativen Strategie verstehen muss. Die Werkstatt von heute ist daher eher ein kollektives Projekt als die schalldichte Höhle von früher.

Der Blogger und seine Leser

Diese fundamentalen Veränderungen in der Praxis des Schreibens fordern inzwischen auch die theoretische Neugierde heraus. So hat der Bamberger Medientheoretiker Jan Schmidt eine erste Weblog-Theorie vorgelegt, die sich dem Phänomen aufgrund zahlreicher detaillierter Forschungsprojekte nähert. Schmidt macht den Leser mit den Praktiken des Bloggens vertraut, er skizziert die Methoden der von den Bloggern in-

szenierten Selbstdarstellungen und untersucht die Bedeutung der Weblogs in weiter gespannten Organisationseinheiten, etwa denen von Forschungsgemeinschaften oder Betrieben.

Dabei ist auffällig, dass es der Blogger mit einem bestimmten Publikum zu tun hat, dessen Bild sich mit der Zeit immer präziser durch den Charakter der Rückmeldungen auf den geschriebenen und präsentierten Text formt. Dadurch aber nun wiederum verändert und konturiert sich der Text neu, er nimmt Bezug auf die Leser, während die Leser ihre Ansprüche und ihre Erwartungen an den Text laufend neu formulieren und variieren. So entsteht in einem dauernden Austausch und einer gegenseitigen Durchdringung eine Art Verständigungsebene zwischen Schreiber und Lesern, der fortlaufende Text wird zu einem „work in progress“, er strukturiert sich ununterbrochen neu, ja seine Gesetze und Regeln unterliegen einer laufenden Kontrolle und Korrektur. Nicht selten werden Leser dabei selbst zu Schreibern und be-

ginnen, ihre eigenen Weblogs ins Netz zu stellen. Wer so etwas vorhat, ist mit der Software WordPress gut und mit dem Begleitbuch von Stephan Lamprecht sehr gut beraten. In „WordPress 2.x kompakt“ geht es nämlich nicht nur um Textformatierungen und das elegante Einfügen von Links, sondern insgesamt um „Schöneres Bloggen“. Schritt für Schritt erläutert Lamprecht daher ein Vorgehen, das den Weg über die Einbeziehung von Bildern und Grafiken bis hin zur Seite und zur redaktionellen Arbeit mit Beiträgen und Kommentaren ebnet. Am Ende erfährt man, wie man das Blog bekannt macht, es stetig erweitert und schließlich zu einem professionellen Blogger wird.

Von hier ist es nicht weit zu InDesign, dem gegenwärtig führenden Layoutprogramm, das dem Schreiber eine große Vielfalt an typografischen und grafischen Mitteln an die Hand gibt, um im Extremfall sogar ein druckfertiges Manuskript herzustellen. Aus Teilen des Blogs könnte daher ein Buch werden, vor allem dann, wenn

man Günter Schulers Standardwerk „InDesign: gewusst wie“ studiert hat. Hier wird die Einrichtung von Layouts und die Arbeit mit Formaten genau erklärt, hier erfährt man alles über den Einsatz von Illustrationen und über die Ästhetik von Schriftmustern. Mit Hilfe von WordPress und InDesign könnte so aus dem Autor auch ein Verleger werden, der seine eigenen Texte in perfekter Form auf den Markt bringt.

Verleg Dein Buch doch einfach selbst

Vom Autor am Schreibtisch zum Autor als selbständiger Verleger, der seine Texte selbst layoutet und ein bestimmtes Publikum im Auge hat – diese Veränderung ist typisch für die rasanten Entwicklungen der vergangenen Jahre im Computer- und Netzbereich. André Spiegel hat in seinem Buch „Die Befreiung der Information“ eine kurze und sehr lesenswerte Geschichte dieser Veränderungen und ihrer Hintergründe geschrieben. Es ist ein Buch über das „in-

formationstechnische Erdbeben“ unserer Tage geworden, zugleich aber auch darüber, wie die alten Künste und Medien von diesem Erdbeben umgestaltet und neu formatiert werden.

Hanns-Josef Orthell

Jan Schmidt:
Weblogs.
Eine kommunikationssoziologische Studie.
UVK, Konstanz. 204 S., 24 €.

Stephan Lamprecht:
WordPress 2.x kompakt.
Bomots, Saarbrücken. 154 S., 14,80 €.

Günter Schuler:
InDesign: gewusst wie.
Rowohlt, Reinbek. 192 S., 16,90 €.

André Spiegel:
Die Befreiung der Information.
GNU, Linux und die Folgen.
debatte 4.
Matthes & Seitz, Berlin. 176 S., 14,80 €.